Geetanjali Shree: *Unsere Stadt in jenem Jahr*, Roman, aus dem Hindi von André Penz, 219 S., Draupadi Verlag 2013 (Auszüge)

Ich wage es nun, einen Abschnitt frei zu entwerfen. An dieser Stelle, in diesem Moment. Die Szene hat sich jedoch anders zugetragen, stammt nicht aus meinen Aufzeichnungen und stimmt in ihrer zeitlichen Struktur nicht mit den Ereignissen überein, die sich zudem nicht nur an einem Ort zugetragen haben. Stellen Sie sich vor, ich würde den Versuch unternehmen, weit auseinanderliegende Teile zusammenzubringen und so Shrutis Lieblingsbeschäftigung nachahmen, die daraus besteht, das Lachen, das vom Diwan ausgeht, einzufangen und abzumessen, wobei sich manchmal eine Whiskyflasche füllt, manchmal nur eine Dose und ein anderes Mal ein schwerer Kanister, den keiner mehr tragen kann.

Das Haus gehört Daddu. Er wohnt im Erdgeschoss, schließt nie die Türe ab und geht nicht nach draußen. Ob sein Dorf wirklich ein Dorf war, ob es sich um eine Kleinstadt handelte, oder ob es überhaupt existierte, weiß niemand. Er sitzt alleine auf dem Diwan. Da ich nach oben gehe, nehme ich die Kerosinlampe vom Tisch. Das Licht wird schwächer … und schwächer … und geht schließlich aus. Aber hat Daddu nicht gerade einen Moment wie ein Heizstab in der Dunkelheit geglüht, als die Lampe schon erloschen war?

Das Obergeschoss. Hier haben sich Hanif und Shruti vor Jahren bei Daddu eingemietet. Shruti war damals noch Studentin und ist heute Hausfrau und Schriftstellerin. Abgesehen von jenem Jahr ist sie dabei äußerst produktiv. Hanif ist ein bekannter Universitätsprofessor und wegen

seiner lockeren Art, seiner spannenden Vorträge und der hitzigen Diskussionen, auf die er sich mit seinen Studenten einlässt, bei diesen ausgesprochen beliebt, während ihn seine Kollegen in der Regel für einen arroganten Kerl halten, der sich ständig im Ausland aufhält und an irgendwelchen Tagungen teilnimmt.

Daddus Sohn Sharad, ein langjähriger Weggefährte Hanifs, ist ebenfalls vielen ein Begriff. Er spricht mit lauter Stimme, hört aber auch so geduldig zu, als teile er die Ansicht des anderen. Gibt er sich kämpferisch, sagt er klipp und klar seine Meinung, zeigt er sich von seiner freundlichen Seite, reichen ihm selbst die Gegner die Hand.

Doch nun zu der Szene.

Man isst Laddus und trinkt Tee und, wie so oft bei diesen Gesprächen, an denen sich auch einige Studenten beteiligen, ist hier und da etwas verschüttet worden, sind mehrere Krümel zu Boden gefallen. Ameisen, die eine Straße bilden, transportieren sie wie Bauarbeiter ab.

Der Jasminstrauch ist voller angenehm duftender Blüten. Sie locken zwitschernde Vögel an und fallen, wenn sie verblüht sind, mitsamt ihren gelben Blättern vor Daddus Fenster zu Boden. Eine Katze ist von der Straße auf den Balkon geklettert und leckt sich die Mundwinkel.

Ich muss mich korrigieren: Die Katze ist nicht auf den Balkon geklettert, denn sonst hätte jemand die Vögel verscheuchen müssen, und dazu habe ich gerade überhaupt keine Lust.

Ich sitze da und bin bereit, meine Arbeit aufzunehmen.

Stellen Sie sich nun vor, die Stimmen um mich herum würden lauter, einer nach dem anderen würde nach vorne drängen und sich zu Wort

melden, ein Argument würde dem anderen folgen. Wie so oft in jenem Jahr. Der angenehme Duft der Blüten erfüllt die Luft, der Wasserkessel pfeift, und auf der Straße fährt ein Auto, in das ein junger, wohlhabender Bursche mit besonders fortschrittlichen Ansichten, der ausgefallenen Vorliebe seiner Zeit folgend, eine Hupe einbauen ließ, die sich nicht wie eine gewöhnliche Hupe anhört, sondern wie ein brüllender Säugling.

Konnten Sie es sich vorstellen? Dann stellen Sie sich weiter vor, mir würde aufgrund der Geschwindigkeit, mit der die Gespräche geführt werden, mehrmals die Tinte ausgehen und ich müsste meinen Füller in der Angst nachfüllen, ganze Dialoge für immer zu verpassen. Was bleibt mir also anderes übrig, als das Tintenfass vor mich zu stellen und den Füller beim Schreiben einzutauchen? Genau wie es die Schriftsteller früher getan haben!

»Warum richten wir unseren Blick ständig in die Vergangenheit? Warum haben wir nur so wenig Vertrauen in die Gegenwart und in die Zukunft? Ständig blicken wir zurück und suchen nach Trennendem.«

»Warum führen wir uns nicht vor Augen, wie unsere Sprache entstanden ist, wie sie sich aus dem arabisch-persischen Vokabular, aus dem Sanskrit und der Umgangssprache entwickelt hat?«

»Unter diesen Bedingungen kann eine Sprache nur zur Blüte gelangen.«

»Selbst die Farben, die sich unserem kollektiven Gedächtnis eingeprägt haben, stammen aus jener Zeit, in der unsere Mischkultur entstanden ist: die Hennafarben, mit denen wir unsere Hände und Füße bemalen, die zwiebel- und türkisfarbenen Kleidungsstücke, die Textilien mit den bunten

Blütenornamenten und Wellenlinien … Ich wüsste nicht, was aus der vedischen Kultur …«

Ich schreibe alles der Reihe nach auf und habe einen Einfall, den ich diesmal bei niemandem abgeschaut habe: Ich lasse die Namen der Sprecher weg und spare dadurch Tinte, Papier und Zeit.

»Wir machen immer denselben Fehler. Egal, was geschieht, allein die Tatsache, dass es geschieht, halten wir schon für den Beweis, dass es geschehen muss.«

»Dass es nicht zu verhindern ist …«

»Gibt es nicht immer Gründe?«

»Gibt es nicht auch Faktoren, die zu einem anderen Ergebnis führen können?«

»Warum kann dann kein anderer Weg beschritten werden?«

»Man könnte zum Beispiel die Stellung der Frau anführen. Sie sind den Männern noch auf vielen Gebieten unterlegen. Ihr habt bestimmt schon gehört, dass sie nicht mehr zu leisten vermögen? Wie sollen sie dann eine andere Stellung in der Gesellschaft einnehmen?«

»Oder dass der gegenseitige Hass hinter den Unruhen steckt und sie deshalb ausbrechen mussten.«

»Der Hass ist allgegenwärtig, das ist nicht zu leugnen. Natürlich kommen die Unruhen dem ein oder anderen gelegen, aber der Hass begegnet einem …«

»Er wird geschürt!«

Nicht nur das! Man versorgt ihn auch noch mit allem Nötigen, so dass er optimal gedeihen kann. Mit welcher Leichtigkeit die Gemeinsamkeiten

übergangen werden! Selbst die Medien schenken ihnen keine Aufmerksamkeit mehr.

In unserer Stadt hatten die Hindus ihren Hang zur Friedfertigkeit aufgegeben. Sie erklärten zwar, dass man, wenn einem jemand auf die eine Wange schlägt, auch die andere hinhalten müsse, doch woher sollten sie jetzt eine dritte nehmen? Wir haben hier das Sagen! schrien sie. Also stiegen sie auf die Moscheen, schwenkten die Fahne ihrer Göttin, die sie an der Spitze eines Dreizacks aufgehängt hatten, und brüllten: »Diesen Moslems werden wir heimzahlen, was sie uns angetan haben! Wir werden Verbrechen mit Verbrechen begleichen!« Die frommen Asketen, allen voran die Sadhus, erwachten aus ihrer meditativen Versenkung und stachelten nun, anstatt die Götter zu verehren, ihre Glaubensbrüder auf: »Unsere Kinder wurden ermordet, unsere Töchter entführt. Fehlt unseren Söhnen denn jegliche Mannhaftigkeit? Legt die Viertel dieser Schurken in Schutt und Asche! Genug mit eurem Anstand! Selbst die Götter sind über die Schreckensherrschaft dieser Dämonen erzürnt!«

»Wacht auf!«

»Setzt euch zur Wehr!«

Und ganze Einheiten rückten aus, um die Moscheen dem Erdboden gleich zu machen und ihre abgestorbenen Götterstatuen aufzustellen.

Ein kräftiger Sturm tobte in unserer Stadt. In ihrer ohnmächtigen Wut stießen die Hindus angsteinflößende Schreie aus. Mit Kriegsgebrüll rückten sie aus, warfen Wolken heiliger Asche in die Luft, die uns wie

Staub in den Augen brannte, und verspritzten Unmengen Gangeswasser, das sich in Blut verwandelte und uns beschmutzte.

Sie feierten ein gewaltiges, ohrenbetäubendes Fest und warfen so ausgelassen wie an Holi mit Farbe um sich. Ein roter Pulversturm schien losgebrochen zu sein. Ihre im Schutz der Entsagung herangewachsene Feigheit verbannten sie für immer ins Reich der Toten. Sie rieben ihre Stirn mit Asche ein und stießen ihre stählernen Waffen empor. So zerteilten sie die Sonne in tausend Stücke. Die glühenden Fetzen an den Spitzen ihrer Klingen durch die Luft schwingend, verschafften sie sich Zugang zu jenen Gassen.

Als wir sahen, in welchem Zustand sich ihre Sonne befand, wurde uns angst und bange.

Es gab Tote und Verletzte. Ein Team des soziologischen Instituts hat sich nach dem Ende der Ausgangssperre mit Medikamenten und Spendengeldern ins Krankenhaus begeben. Für einen späteren Bericht haben sie Notizen gemacht. Die Ärzte ließen sie einen Blick auf die Patientenliste werfen und vertraten die Ansicht, die Anzahl der eingelieferten Hindus und Muslime würde sich in etwa die Waage halten. Professor Nandan ließ daraufhin eine weitere Untersuchung durchführen, deren Ziel es war, separate Listen mit Toten und Verletzten zu erstellen und herauszufinden, mit welchen Verletzungen die Hindus und die Muslime ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Wer von ihnen häufiger eine

Kopfverletzung davongetragen hatte, wem häufiger ein Finger abgeschnitten worden war.

Als nächstes wurde untersucht, wer überhaupt ins Krankenhaus eingeliefert worden war und wen man ohne ärztliche Hilfe in seinem Viertel zurückgelassen hatte.

Shruti saß im Zug und war sprachlos. Sie schluckte ihre Wut mitsamt dem Hungergefühl hinunter.

Die Situation in der Stadt setzte sich auch in den Zügen fort – Uniformierte waren im Einsatz und hatten den Finger am Abzug.

Damals dämmte die Polizei die Unruhen zwar ein, heizte sie andererseits aber auch kräftig an, weshalb ihr niemand das Vertrauen entgegenbrachte, das ihr als ordnender Kraft sonst zugekommen wäre.

Der Polizist vor ihnen war so stolz auf sein Gewehr, dass sein Brustkorb wie ein Luftballon aufgeblasen war. An der braunen Sandelholzpaste auf der Stirn war zu erkennen, dass es sich um einen Hindu handelte.

Er schaute sich gebieterisch um und richtete seinen Blick auf Shruti und Hanif. Wie immer hatte sie ihre Haare, um sie vor dem Staub zu schützen, mit einem Kopftuch bedeckt. Sie hatte es bis auf die Stirn gezogen, es hinter den Ohren umgeschlagen, rechts am Hals vorbei und links zurückgeführt.

Der Polizist mit dem Gewehr kam auf sie zu und fragte nach Namen und Beruf.

Shruti stieg die Röte ins Gesicht. Sie fühlte sich in ihrer Würde verletzt. Am liebsten hätte sie geantwortet: »Mein Name ist Sayra Begum. Ich bin Muslimin, wollen Sie mich jetzt abführen?« Aber dann erinnerte sie sich gerade noch an Hanif.

Besonnen antwortete sie: »Warum fragen Sie? Stimmt etwas nicht?« In Gedanken bereitete sie bereits den nächsten Satz vor.

Hanif kochte innerlich. Als sie dem Polizisten in die Augen blickte, bekam es Shruti mit der Angst zu tun.

»Ihr Beruf«, brüllte er, als wären es Schwerverbrecher.

Shruti antwortete hastig: »Ich bin Schriftstellerin und heiße Shruti, mein Mann unterrichtet an der Universität.«

»Ihr Mann unterrichtet also. Na dann eine gute Fahrt.« Mit diesen Worten ließ er von ihnen ab.

Shruti überlegte, ob sie in Zukunft beim Kauf der Fahrkarten nicht besser ihren Namen angeben sollte. Verlegen blickte sie zu Hanif. Wie sollte sie ihn nur davon überzeugen?

(mit freundlicher Genehmigung des Verlags)